

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-33666](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-33666)

Den trauernden Müttern.

Von D. K. Hesselbacher.

Euch gilt mein herzlichster Gruß, ihr trauernden Mütter! Ihr seid unter Deutschlands Nieder gebeugten die Größten und die Heiligsten. Denn ihr tragt euere Trauer unablässig und unverwindlich. Ihr gleicht jener Frau, von der sie mir einst auf dem Dorf erzählt haben: „Als im Jahr 1811 ihr Sohn vom Franzosen-Napoleon nach Rußland geführt wurde, sah sie ihm nach, wie er den Berg hinabging in die Stadt und noch den Hut zum Abschied schwang: Ade, liebe Mutter! Und von da an hat sie niemand mehr lächeln sehen!“ Ja, so habt ihr das Lächeln verlernt. Denn in eurer Seele schwingt das Lied vom Leid, ohne aufzuhören, wie Glockenläuten, das im Ohr nachhallt, wenn längst das Seil aus der Hand des Glöckners gegliitten ist.

Sehe ich euch, ihr trauernden Mütter, so ist es mir, als sähe ich unsichtbar ob euren Häuptern einen Dornenkranz schweben. Und seine spitzen Stacheln träufeln euer Herzblut. Tag und Nacht fallen die roten Tropfen wie feine Rubinen von eurem Haupt in den Staub der Straße. Und der Staub saugt sie auf und weiß nicht, welch köstlicher Tau auf ihn herabgefallen ist.

Viele haben geweint, als die Trauerbotschaft vom Felde kam, daß der Liebste nicht wieder komme. Und die Tränen nehten das Lager zur Nacht und standen silbern am Augenrand, wenn die Sonne sich hob. Aber nun sind die Tränen doch getrocknet, und die Zeit hat ihr Wunder getan. Das Lied vom Scheiden und Meiden ist allmählich verlungenen, und der Tag mit seiner neuen Arbeit hat das seine dazu getan, und schlichte liebe Freuden sind am Wegrand aufgeblüht, und die Sonne scheint so lachend, und die Vögel singen so hell, und die Menschen sind so treuherzig, und ein guter Kamerad ist gekommen und geht zur Seite. Da fiel die Trauer langsam rückwärts, und das Leben bekam wieder seinen Rosenschein. So treu die Herzen der Trauernden waren — es ist kein Wunder, daß die Wunde sich schloß, und der helle Tag mit seinem Gold durch die Fenster lacht!

Aber ihr, ihr Mütter, ihr könnt nicht vergessen. Euer Herz heilt nicht Zeit und nicht Menschenwort. Euer tägliches Leben hat ein stilles Heiligtum, in das sieht niemand hinein. Denn dort wollt ihr allein bleiben. Und dies Heiligtum hat eine schmucklose weiße Wand, und an dieser Wand hängt das Bild des Jungmanns mit dem grauüberzogenen Helm und dem Blumensträußlein in der Mündung des Gewehrs und dem lieben Kinderlachen, das nur mühsam den Schmerz verbirgt. Und dies Bild ist heute noch so frisch wie an dem Tag, da er ging. Es ist euer Heiligtum. Und wenn ihr darinnen weilt, wie der einsame Beter in der Waldkapelle kniet, ganz versunken in seine Andacht, und die Welt hat aufgehört zu brausen und zu lärmen, dann steigt vor euch auf — das Kind mit seinem ersten Lallen und seinem greifenden Händleinspiel und seinen ersten stolpernden Schritten und der Knabe mit der Schultafel, der so trotzig tat, wenn er unter den Kameraden sprang und der doch am Abend in der Dämmerung auf eure Knie kletterte und, so lang er war, doch bettelte: „Belt Mutter, du trägst mich heut wieder ins Bett!“ Und der junge hurtige Gesell, der aus der Schule gekommen war in die Lehre oder in die oberen Klassen der höheren Schule und der verbotenerweise seine ersten Raucheruntaten verübte und tat, als ob er schon der mächtigste Mann der Erde sei, und der doch in den Stunden, wenn es niemand sah, zur Mutter schlich und ihr seine kleinen Leiden und Sorgen auskramte und dem ihr Finger spielend durch sein krauses Gelock ging und der die Mutterstimme hörte wie die liebste und schönste Musik der Welt. Und der seine ersten Erfolge mit Stolz vor der Mutter ausbreitete und um dessen Haare ein Leuchten ging von Jugendschönheit und Jugendkraft und Jugendhoffnung.

Und der gegangen ist: „Mutter, gräm dich nicht! Ich komme wieder!“ Aber im Grund seiner Augen lauerte die tiefe Schwermut, denn das tröstende Kinderwort, das der Mutter Seele leicht und fröhlich sehen wollte, war begleitet von der tiefen dunkeln Ahnung, daß es ein Gang sei auf Nimmerwiederssehen. Aber er rief: „Mutter, ich komme wieder!“

Das war sein letzter Liebesgruß, der so weich und zart über der Mutter Haupt hinflieg wie Frühlingsblüte. Denn darin sprach seine große, gute, sorgliche Kinderliebe.

Er ist gegangen — auf Nimmerwiedersehen.

Ja, auf Nimmerwiedersehen! Wirklich? Auf Nimmerwiedersehen? Warum feierst du, liebe Mutter, diese täglichen Stunden in dem verborgenen Heiligtum, in das keine Menschenseele hineindarf außer dir? Ist es nicht ein tägliches Wiedersehen? Steht er nicht vor dir, in der strahlenden Männlichkeit, zu der das Kind über Nacht gewachsen war? Blitzen nicht seine Augen in die deinen? Spürst du nicht den sächelnden Hauch seines Atems, wenn er sich über dich beugt, um dich wieder in die Arme zu schließen, wie damals beim Abschied? Hältst du nicht seine Hand in der deinen, seine Hand, die schwielig geworden war unter den Bewehrgriffen? Darum gehst du ja Tag um Tag in das stille Heiligtum, weil du da ihn wieder hast und nichts ihn dir nehmen kann. Denn das erlebt nur eine Mutter: so wie nur eine Mutter leiden kann unter dem Abschied, so kann auch nur eine Mutter innerlich getröstet werden durch dies Wiedersehen und Wiederfinden. Eine Mutter kennt das Geheimnis des tiefsten und wahrsten Liebens: Es hört nicht auf. „Die Liebe hört nimmer auf!“ sagt ein herrliches Wort der Bibel. Und „Liebe geht auf den Grund der Hölle und bricht selbst durch den Tod!“ haben wir Studenten gesungen. Vor der Liebe springen alle Kiesel des Grabes auf. Die Liebe greift trotzig hinein ins Dunkel und holt den Verschwundenen heraus: „Du bist mein! Ich gebe dich nicht und verliere dich nicht!“ Die Bande der Liebe sind ewige — das ist der Mutter Wundererlebnis in der Stille des Heiligtums ihrer Seele, indem sie Zwiesprache hält mit dem, der einst gegangen ist und nicht wiederkehrte und doch jeden Tag wiederkehrt und der Mutter zuruft: „Weine nicht. Siehe ich bin bei dir!“

Ja mich dünkt: die Liebe erlebt noch ein höheres Wunder. Sie sieht den, der gegangen ist, wieder in verwandelter Gestalt. Sie sieht ihn verklärt. Er leuchtet in einem wunderbaren Licht, das nicht von dieser Erde stammt. Sie sieht nicht mehr, was von Erdenmangel und Erdentorheit und Erdenschwachheit einst am Kinde gewesen war. Aber sie sieht den jugendlichen Stolzen und den jugendlichen Starken, wie der ein Mann war vom Scheitel bis zur Zehe. Sie hört noch sein Wort, das einer der Jungmänner, die ich lieb hatte, seiner Mutter bei dem Abschied sagte: „Mutter, auch wenn Deutschland verlernt unter der Übermacht — keiner, der seine Heimat lieb hat, darf fehlen, wenn es seinen Riesenkampf um seine Ehre streitet!“ Der ging hinaus und träumte nicht von Sieg und nicht von Ruhm, sondern er ging — im Bewußtsein der Pflicht. Der harten Pflicht, die getan werden muß, ohne daß man nach dem Erfolg und nach dem Sinn fragt. Die getan werden muß, weil eines echten Mannes Herz — Pflicht heißt. Das war nicht der Jüngling, das war — der deutsche Mann. Groß und herrlich. Rein und lauter. Kühn und markig wie die Eichen im Bergwald. Unererschrocken, ob die ganze Welt in Trümmer bricht. Unwiderstehlich, ob der Tod mit seinem wütenden Grimm gegen ihn anspringt!

Hei, Mutter, wie stolz wirst du! „Das war mein Sohn! Das ist mein Sohn!“ Ja, diesen Sohn hast du zur Welt bringen dürfen. So wuchs er heran und reichete mit dem Scheitel an die Sterne. Alles fiel ab, was eitel ist und eigensüchtig und kleinlich und jämmerlich. Heraus leuchtete aus seinem Wesen das Licht einer wundersamen Männlichkeit. „Alle Lieblinge der Götter sterben früh“, so haben schon die alten Griechen gesagt, und sie sangen ihre Lieder von ihrem Achilles und ihrem Patroklos und ihrem Herkules, die durch die Welt rannten in Kraft, Schönheit und Sieg und ins Grab stiegen, ehe die Schwäche an ihnen zu nagen begann. Und unsere deutschen Vorfahren haben das Lied vom jungen Baldur gesungen und vom jungen Siegfried, die wie lautere Sonnen am Himmel ihres jungen Lebens standen und fielen, als sie am herrlichsten waren und deren Glanz nimmer erlosch. Mutter, deutsche Mutter, ist es nicht etwas Großes und Wunderbares, daß dein Sohn fiel, als er am herrlichsten war? Du kanntest ihn ja gar nicht mehr anders sehen als in dieser strahlenden Schönheit: „Ich gebe mein Leben für die Heimat. Für dich, o Mutter!“

Und so oft du dein Haus siehst, an das keine feindliche Brandfackel gerührt hat und so oft du dich niederlegst und die Blumen deines Gartens zum Fenster hereinduffen

und in der Nebenkammer die sanften fächelnden Atemzüge der schlafenden Kleinen, der Enkelkinder, sich hören lassen, geht es wie ein stilles Grüßen durch den Abend: „Mutter, das ist mein Werk! Ich habe dir den Frieden der Heimat erkämpft! Ich starb, daß du lebest, ohne daß ein Haar auf deinem Scheitel unter dem Jammer der zerstörten Heimat silbern werden müßte!“ Er ging — für dich! Und die Kindesliebe gab ihr Opfer schweigend und lächelnd. Das Dankopfer, das dich unendlich lohnt für alles, was du ihm gewesen bist und ihm getan hast.

So spricht die Liebe im stillen Heiligtum und reicht dem Unsichtbar-Sichtbaren die Hand: „Dank dir, du treuer Sohn! Du hast das Größte getan, was auf Erden getan werden kann. Siehe, dein Werk ist unvergänglich eingeschrieben auf den Grund meiner Seele!“

Wunderbares erlebt die Liebe. Sie erlebt, daß ihr nicht verloren gehen kann, was ihr ein Stück ihres Herzens war. Und darum fällt ein Ahnen in ihre Seele. Ist nicht solche Liebe, die nichts verlieren kann, ein Abglanz einer ewigen Liebe, die nichts verliert, hört nicht was ihr eigen ist? Es war einer auf Erden, der tat die tiefsten Blicke in das unendliche und Liebe Weltengeheimnis, das wir „Gott“ nennen, und von dem wir mit ungelinker Zunge werten gesammeln, wir Anderen. Dieser Eine, der „Vater“ rief, so oft seine Seele „Gott“ sagte, obig hinter dieser Eine, der Gottes Herz kannte wie nie einer vorher und nachher, hat das Wort dich nicht gesprochen: „Mein Vater ist größer denn Alles und nichts kann euch aus meines Vaters Hand reißen!“ Dieser Eine sah auch im Augenblick seines Sterbens, seines blutigen mit dem schreckensvollen Sterbens, seine Mutter neben sich stehen, mit dem Schwert im Herzen, und der Mutter konnte sagen: „Mein Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Er befahl damals auch die Seele seiner Mutter in diese Hände, aus denen sie niemand reißen konnte. Deutsche Mutter, hörst du nicht dieses mildeste und stärkste Wort aus der Ewigkeit herüberbetönen? Ruft nicht deine Liebe ihr glaubensstarkes „Ja“ dazu! „In Gottes Händen“ mein Kind — und meine wunde Seele.

Deutsche Mutter, ich grüße dich in deiner heiligen Trauer. Denn sie ist heilig, weil sie still geworden ist im ewigen Gott. Und über deinen Tränen leuchtet die Sonne des göttlichen Friedens!

Frauenherz.

Von Walther Stöck.

Das Blümlein Frauenherz
blüht rot und weiss vor einem Kreuze.
So deiner Seele Liebestrost
rankt weiss und rot um meine Leiden.



Die Mutter.

Eine Legende aus unserer Zeit.

Von Karl Nöttger.

Es geschah, daß eine Mutter, eine Witwe, die in dem großen Norden ihren einzigen Sohn, den Letzten des Hauses und Geschlechts, dem Vaterlande gegeben hatte, in einer Nacht, da die Kämpfe an den Fronten wieder schwer gingen, einen furchtbaren Traum hatte: Sie ging durch schweigende deutsche Waldnacht einen Bergpfad hinan und kam zuletzt auf eine hohe, kahle Kuppe, von der die Wälder wie schwarze Fluten abflossen. Und man sah von da weit hinaus in das stille Land, das der Vollmond beleuchtete. Als sie so stand, dachte sie, wenn dort hinten der Horizont sich aufthäte, könnte man vielleicht in das Loben hineinschauen. Aber vielleicht sähe man auch nichts als einen Feuerbrand, denn die Kämpfenden würden doch in den Nächten wohl ein wenig schlafen.

Als sie das so gedacht hatte, begann es zu ihr herüberzuwehen wie von Stimmen, und dann tat sich, wie von leichtem Luftzug bewegt, der graue Vorhang auseinander, den man Horizont nennt, und sie sah ein furchtbares Bild. Im Schein brennender Häuser und Dörfer fluteten hin über das Feld die Reihen der Krieger, der Geschütze, der Reiter. Wie sie das so eine Weile betrachtete hatte, erwachte es in ihr wie eine Furcht, die immer in ihr gelegen hatte, aber schlafend: mein Sohn wird bleiben in diesem Kampf! Und fast meinte sie in einer der Gestalten, die da fern, schattenhaft, klein durchs Helle strichen und dann verschwanden, ihn zu erkennen. Danach senkte sich der Vorhang wieder. Die Stimmen hörten auf; und es war wieder stille deutsche Landschaft um sie, vom Vollmond beschienen. Da wandte sie sich und schritt den Weg zurück, durch den schwarzen Wald, an den hohen Tannen hin, in deren Kronen es rauschte wie ein ewiges Schlaflied. Und hier endete wohl der Traum, und sie versiel in ruhigeren Schlaf. Danach aber schrak sie wieder zusammen im Schlaf und kam ins Wachen empor; denn es war ihr im Traum gewesen, ihr Sohn habe wie aus der Ferne gerufen und sei danach dunkel und schattenhaft vor sie hingetretten. Und im Aufwachen war es ihr gewesen, als verfließe eine Ge-

stalt vor ihrem Lager in nichts. Als sie ganz wach war, wußte sie wohl, das gehörte mit zum Traum. Aber sie konnte doch nun nicht wieder einschlafen und lag wach im Bett. Und da das Denken während des Nichtschlafens so quälend ist, stand sie zuletzt auf, machte ein Licht an und griff nach einem Buch, um zu lesen — es war das Evangelium, das sie gegriffen hatte — und fing an, zu lesen von Jesus Christus. Sie las von den Lehren und Taten Jesu; legte aber manchmal das Buch vor sich hin und sann; sann dem Traum nach, der sie so erregt hatte, und dachte, ob dies alles etwas bedeuten möge und wie es ihrem Sohne ergehen möge. Und dann las sie wieder. Und so abwechselnd; aufschreckend aus dem Lesen und dann wieder in das Buch schauend.

Und sie las, wie Jesus, der Christ geboren kam und der Witwe Sohn der Mutter zurückbrachte; wie er das Töchterchen Jairus aufweckte; und wie er gen Bethanien kam und Lazarus, den Freund, aus dem Grabe, darin er schon begraben lag wieder hervorholte. Und sie las noch einige Geschichten, darin von weiteren Taten Christi erzählt wird, und sann dem nach und wurde allmählich über dem Lesen immer ruhiger, stiller und ging zuletzt wieder zu Bett und schlief noch einmal ein. In der nächsten Nacht träumte sie abermals schwer und wachte wieder und wußte, daß sie geträumt hatte, ihr Sohn sei gefallen. Und obwohl sie sich sagte, es sei ja nur ein Traum, blieb doch eine Unruhe in ihr. Da sie nicht einschlafen konnte, stand sie auf und las wiederum in dem Evangelium. Aber es wollte nichts Rechtes werden mit dem Lesen, denn ihr Haupt, das noch müde war, fiel öfter vornüber, und sie fand auch diesmal, dachte ihr, nicht so schöne Stellen in dem Buch (in dem aber dennoch alles schön ist).

Da ließ sie das Buch auf den Schoß sinken und dachte mit geschlossenen Augen nach; dachte: Es müßte wohl schön sein, ihm noch einmal zu begegnen, der einst zwischen den Menschen wandelte, als wäre er ihresgleichen. Und der für alles Leid, alles

Schickal, alle Not, so sie vor ihn gebracht wurden, ein Wort und eine gute Hand beceit hatte, und sie dachte: auch mich quält eine bange Frage, ob mein Sohn, mein Einziger, wiederkehren wird aus dem großen Kriege, und ob es wohl eine unbillige Bitte an Gott wäre, zu erhoffen, daß er ihn verschone. Und ganz zuletzt dachte sie: Wie nun? Wenn Jesus einmal da war, müßte er dann nicht immer noch da sein? Da er noch nie in Wirklichkeit gestorben ist. Und müßte er dann nicht auch immer für ein Mutterherz zu finden sein? Und glaubte danach die Antwort zu hören: „Ja, er ist immer noch zu finden.“ — „Wirklich so zu finden, daß man mit ihm reden kann?“ fragte sie weiter. „Wirklich so, daß Du mit ihm reden kannst,“ sagte die Stimme.

Da stand sie denn auf, mitten in der Nacht, ging aus der Tür, schloß hinter sich zu und ging dahin. Sie kam aus der Stadt heraus, in das Feld und danach in den Wald. Und es dünkte sie, es sei der Weg, den sie in einer der letzten Nächte im Traum gegangen sei. So kam sie zuletzt auf die Höhe, von der man über die abfließenden Wälder hinweg in die graue Ferne und den Horizont sah. Und siehe, als sie dahin kam, sah da wirklich auf einem Bergstein ein dunkler Mann im Wind und Mondlicht und sah ihr aus dunklen Augen entgegen . . .

Und sprach zu ihr: „Da bist du.“ Darüber verwunderte sie sich und sprach: „Hast du mich erwartet?“ — „Ja doch. Du hastest von mir; ich wollte nicht eher gehen, bis du mit mir gesprochen hattest. Vor der Helle muß ich aber weiter. In der Ferne wartet man meiner schon.“ — „So weißt du auch gewiß schon alles?“ sprach die Mutter. — „Ja, ich weiß. Mein Herz weiß von aller Not guter Herzen.“ — „Nun also,“ sprach die Mutter, „mein Sohn —?“

„Er ist in dieser Nacht gefallen,“ sprach Jesus. „Er schläft tief und süß. Die Wunde schmerzt ihn nicht.“ Und er hob die Hand; da hob der Vorhang, der da heißt Horizont, sich auf, und man sah ein von Brand überleuchtetes Feld und die Krieger, alle schlafend: manche tot, und die andern schlafend und auf das neue Zeichen zum Kampfe wartend. Aber die Mutter sah es nicht; denn sie war neben Jesus hingefunken und preßte die Hände auf ihr Herz. Da rührte Jesus sie an und sagte leise: „Sieh

hin. Sie schlafen alle; man könnte meinen, es sei kein Unterschied zwischen denen, die bloß schlafen, und denen, die da morgen begraben werden.“ Die Mutter hob ihre Augen ein wenig und nickte schwer. Dann sprach sie leise, langsam, Wort für Wort: „Herr, Lieber, du hast einst in Nain der Witwe den Sohn aus dem Sarg aufgerufen und die Tochter des Jairus, und Lazarus, den Freund. Du vermöchtest auch wohl, mir den Sohn aufzurufen. Sag ja, Herr, daß du es tun willst.“ Da seufzte Jesus ein wenig, sah sie tief an und stand auf. „Komm!“ sprach er. Und er nahm sie an der Hand. Und siehe, sie schritten so dahin, hoch über dem Land, und gingen wie durch die Luft. Und es war gar nicht so weit hinaus auf die Felder des Kampfes. Da standen sie nun auch schon zwischen den Toten und Schlafenden. Und da schrie die Mutter auf einmal auf, denn sie stand gerade vor ihrem Sohn und sah ihm ins blasse Gesicht. Jesus aber stand schon bei ihr und faßte ihre Hand und sprach: „Ich will es tun; er soll mit dir gehn,“ neigte ein wenig sein Haupt und sprach: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Und der Tote stand auf, sah um sich, und schon hatten ihn die Zwei gefaßt und sie gingen zu dreien zurück, wie sie zu zweien gekommen waren.

Dann standen sie auf dem Berge wieder und sahen einander an. Und Jesus sprach: „Siehe, das ist deine Mutter, sie hat dich aus dem Schlaf zurückgerufen.“ Und zur Mutter sprach er: „Siehe, das ist dein Sohn, er soll mit dir gehen, wenn er will.“ Da dankte ihm die Mutter und sprach: „Komm heim!“ Der Sohn aber, als begriffe er nun erst, stand noch und sah hinaus. Da war in der Ferne der Vorhang, den wir Horizont nennen, erhoben geblieben, und man sah noch immer das vom Brand überleuchtete Feld, und an der Erde die schlafenden Gestalten. Da sprach der Sohn zu der Mutter: „Ich kann nicht mit dir heimgehen.“ Die Mutter stand aufrecht, starr, und sah ihn an. Er sprach weiter: „Du hast mich aus der Hand jenes zurückgerufen; ich aber kann nicht mit dir, solange nicht —“ — „So lange nicht?“ fragte die Mutter. — „Solange nicht alle heimgehen.“

Da verhüllte die Mutter ihr Haupt, denn sie fühlte nun wohl, daß er ihr doch verloren war. Und schwieg. Weinte danach nur leise in ihr Gewand.

Da sah der Jüngling hilflos auf sie und mußte nichts zu sagen. Denn er gehörte zu den Kriegern, die da oft schwer die Worte zu finden wissen; die aber um so geschickter sind mit der Tat. Und er sah auf Jesus, und seine Augen baten: „Sprich du zu ihr.“ Und Jesus legte die Hand auf ihren Scheitel und ihren Arm und sprach: „Siehe, dein Sohn will wieder gehn. Du hast ihn zum Leben zurückbeten, aber er meint, daß sein Leben nun gleichwohl nicht dazu da sei, still neben dem deinen zu Hause das Schicksal deines Volkes abzuwarten. Nun sage mir: Was sagst du zu der Meinung deines Sohnes?“

Sie meinte nur still in ihre Hände und sagte dann leise: „Er hat recht.“ Da lächelte der Sohn, und auch Jesus lächelte; ein wenig nur. Dann sagte er, wie zum Trost zu der Weinenden: „Siehe, dazu haben die Mütter ihre tiefen Herzen, daß sie verstehen. Höre mir zu: auch ich ward nicht nur das eine Mal gekreuzigt, sondern vielmals; aber immer wieder mußte ich dennoch mein Werk tun. Immer wieder.“

Noch einmal aber beehrte ihr Herz auf, und sie sprach zu Jesus: „Aber er ist doch

der Letzte seines Geschlechts und Hauses. Soll er denn nicht leben bleiben? Er, der Letzte?“

Jesus sprach mild: „Der Letzte sagst du? Als ob das Geschlecht der Guten und Treuen, das Geschlecht derer, die mit Liebe ihr Herz und ihr Leben an eine Sache setzen, je aussterben könnte? Glaubst du, daß das möglich sei?“ Und da sagte sie ganz leise: „Nein!“

So schied nun der Sohn von der Mutter, und sie ließ ihn ziehen. Und Jesus schied von den beiden. Und die Mutter ging heim.

Als sie danach am späten Morgen aus schwerem Schlafe aufwachte, wunderte sie sich, daß ihr Herz so still war, und dachte: was war nun dies? Und fand es nicht. Als dann um Mittag der Bote die Nachricht brachte, daß ihr Sohn gefallen sei, war wohl der Schmerz erst groß; war aber doch keine Verzweiflung, und sie mußte in all der Größe des Leids, daß sie es tragen würde, wenn sie der Worte gedachte, die da waren wie ein stilles Wehen um sie: „Meinst du, daß das Geschlecht der Guten und Treuen je aussterben könnte?“



Scherenschnitt von Verta Hindenlang †.

Kriegskameraden.

Von Heinrich Versch.

Das ist so schön, wie man's nimmer find't: Die Füße, die trugen durch Schlamm und Gestein
Wenn Kriegskameraden zusammen sind. Den Leib in die splitternde Schlacht hinein.
Dann redet die Seele, schweigt auch der Mund. Der Rücken hat oft auf der Erde geruht,
Sie aber fühlen den heiligen Bund. In manches Kameraden geflossenem Blut.

Wer einmal im Schlag der Granaten stand, Und erst das Herz, das einst zuckender schlug,
Den hat das Herz schon Bruder genannt. Das alle die Schmerzen und Leiden trug,
Sie sind zusammen — mehr braucht es nicht. Es nahm in der bitteren Jahre Lauf
Und sehen sie sich auch nur ins Gesicht. Das ganze Vaterland in sich auf.

In das Auge, das jetzt wieder lächelnd blaut: Wenn Kriegskameraden beisammen sind —
Einst hat es die grausigsten Dinge geschaut. Das ist so schön, wie man's nimmer find't;
Sie wissen: der Arm und die lahme Hand. Denn wer einmal im Schlag der Granaten
Haben tausendmal sich um den Kolben gespannt. stand,
Den hat das Herz schon Bruder genannt.

Das singt die Seele, schweigt auch der Mund —
Es ist keiner fremd im geheiligten Bund.

Die Letzten.

Von Kurt Felsch.

Sechs Jahre sind es her, als der vierte und letzte Tag des ungewissen und harten Ringens um das Dorf Carency in Nordfrankreich anbrach, ein Tag voll warmen Maiensonnenscheins und zugleich ein Tag voller Tragik. Was wird heute werden? Werden sie uns heute befreien, die Truppen, von denen man uns erzählte? Gestern hatten sie es versucht, bei Souchez war starkes Gewehrfeuer zu hören, und über unser aller Antlitz ging ein Leuchten der Hoffnung. Doch der Tag schwand dahin und mit ihm die Hoffnung; aber heute erwachte sie wieder, stark und mächtig. Sieg gab uns neue Kraft und ließ uns vergessen, daß wir schon drei Tage und drei Nächte wachten und kämpften, wir, die Wenigen, die Letzten.

Ein einziger Graben war noch die alleinige Verbindung nach hinten; auch dieser war bedroht von beiden Seiten, und die paar Grenadiere der 6. und 8. Kompagnie, die ihn hielten, wehrten sich wacker. Heute wollten sie uns wohl den Garaus machen, unsere Feinde, denn sie besäßen förmlich das Dorf mit Granaten. Nach späteren französischen Berichten hatten sie während jener vier Tage nicht weniger als 200 000 auf das Dorf Carency niederregnen lassen.

Die Zahl der Verteidiger wurde kleiner und kleiner. Nachmittags, nach unerhörtem Feuer fiel der oben genannte Graben in ihre Hände. Umsonst haben sie ihn nicht bekommen. Nun waren wir eingeschlossen, abgeschnitten, eine Insel inmitten der feindlichen Flut. Sie haben uns nicht besiegt; nein, sie haben uns erdrückt durch ihre Masse. An jenem Nachmittag waren sie auf der einen Seite ins Dorf hereingedrungen bis an die Kirche; sie saßen uns derauf im Rücken. Man machte uns darauf aufmerksam, daß im Laufe des Nachmittags noch ein weiterer Angriff erfolgen würde, der jedenfalls das ganze Dorf, die „Festung Carency“, wie später in der französischen Zeitung zu lesen war, in ihren Besitz bringen sollte. Wir wurden somit vor die Tatsache gestellt, uns zugleich nach vorne und im Rücken verteidigen zu müssen. Eine Handvoll Deutschen gegen Bataillone! Wahrlich, ein wenig zuversichtliches Gefühl! —

Doch der Angriff kam nicht. Die Ruhe und Stille im Dorf mußte wohl zu unheim-

lich auf sie gewirkt haben, und sie zogen sich zurück, den Hohlweg hinauf zur Barrikade.

Wir ließen unsere Blicke über das Dorf schweifen — Schutt und Trümmer. Carency war vor jenen Kämpfen schon arg zertrümmert, jetzt aber kannten wir es fast nicht mehr. Nur der Kirchturm ragte noch wie ein Zahn als Ruine in die Luft. Und über all dem milde Abendsonnenschein eines heißen Maitages, rote Abendsonne über Toten und über denen, die noch standen und die noch nicht daran glauben konnten, daß dieser zähe Widerstand ihre letzte Tat gewesen sein sollte.

Die Franzosen wußten, daß unsere Gasse da oben am Dorftrand noch wehrhaft war und bei hereinbrechender Dämmerung riefen sie uns auf deutsch zu: „Kommen Sie, Kamerad, kommen Sie!“ Wo sie überall saßen, konnten wir nicht sehen, und auf alles gefaßt, nahmen wir die Front nach der Seite hin, von der uns am meisten Gefahr zu drohen schien. Wir verteilten uns auf eine größere Strecke, und ein jeder schuf sich ein Plätzlein zwischen Trümmern und Steinen, um auch das letzte Stück nur teuer zu verkaufen. In der Tat versuchten noch einige vorwitzige Franzosen vorzudringen und zeigten sich. Ich glaube, es hat sie gereut, und die andern waren klug genug, nicht ihrem Beispiel zu folgen.

Es wurde dunkel, und nur der rötliche Schein des Feuers einer zertrümmerten Scheune spendete spärliches Licht. Es war nicht ratsam, so die ganze Nacht zu verbringen, da die Beschaffenheit des Geländes im Dunkel eine Ueberraschung sehr erleichterte. Wir krochen deshalb zusammen und

hielten Kriegsrat im wahrsten Sinne des Wortes, kaum 20 Mann, zusammengewürfelt aus den verschiedensten Regimentern. Der Entschluß war bald gefaßt. Vielleicht könnte es uns glücken uns durchzuschlagen, vielleicht würde sich noch eine Bresche finden, ein Loch in der dicken Franzosenmauer, wo wir hindurchkämen. Den Gräben und Löchern der Unseren ging es entlang, vorsichtig, Schritt für Schritt. Aber keine lebende Menschenseele, nur gefallene Grenadiere gaben Zeugnis von dem Ringen der letzten Tage. Links drüben drang Licht aus einem Schutthaufen, es war unser Sanitätsunterstand. Jammern und Stöhnen kam aus der überfüllten dumpfen Höhle. Einige Worte mit dem Sanitäter ließen uns erkennen, daß wir die letzten waren und kein Mensch außer den Verwundeten und uns mehr im Dorf, die Letzten. Wir sagten ihm, daß wir versuchen wollten durchzukommen, seine Pflicht war es, bei den Verwundeten zu bleiben. —

Doch es gelang nicht, was uns übrigens nicht wunderte, als wir nachher sahen, wie die Franzosen Schulter an Schulter im Graben standen.

Das tragische Ende jener Tage gab sich kund in der Aufschrift „Vermißt“, mit der Briefe und Paketchen an unsere Angehörigen zurückgingen. Unsere Vaterstadt legte Trauer an um ihre Grenadiere, die sich opfern mußten. Jene aber, die nach Jahren wiederkamen, werden wohl zeitlebens die Tage vom 9. bis 12. Mai 1915 in Erinnerung behalten. Sie hatten ihre Pflicht getan bis zum letzten Augenblick, und das ließ sie ihr Schicksal mit ruhigem Gewissen ertragen.

Der Tambour.

Von Mörise.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt sie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin,
Und wär die Marktetenderin.
Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn niemand auf ist als die Wacht
Und alles schnarchet, Rosz und Mann,
Vor meiner Trommel saß ich dann:
Die Trommel müßt eine Schüssel sein,
Ein warmes Sauerkraut darein,

Die Schlegel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel,
Mein Ischako wär ein Humpen gut,
Den füll ich mit Burgunderblut.
Und weil es mir an Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt;
Scheint er auch auf französisch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein:
Ach weh! Jetzt hat der Spaß ein End!
— Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

Im Ulanenwald.

Erzählung aus den Stellungskämpfen vor Lomscha und Ossowiez 1915.

Von Franz Schneider, im Felde 11/249.

Den Ulanenwald, jenen Stellungsschnitt zwischen Tartak und der Höhe 148, kannte jeder Frontsoldat der 75. Reserve-Division vom Frühjahr und Sommer 1915. Woher sein kavalieristisch klingender Name kam, wußte eigentlich niemand. Ich höre in irgend eine unbekannte Höhe tätige, feldgraue Liegen wiederlieferung befragen, sagte, daß es Ulanenwald sein gewesen seien, die wie die diesen Wald durchzogen den Russen den Verentrissen hätten.

Von diesem Ulanenwald möchte ich Euch, liebe Kameraden, heute ein wenig erzählen, um alte Erinnerungen wachzurufen, besonders bei den früheren Angehörigen der 75. Reserve-Division.

Also: „Das III. Bataillon 249 löst am Abend des 2. Juni 1915 das II. Bataillon in der Stellung bei Tartak ab,“ so lautete der Regimentsbefehl vom 1. Juni 1915.

Da die Stellungen damals noch schlecht ausgebaut waren, so belud sich jeder außer seiner Kriegsausrüstung noch mit einem Brett, einem Balken, schwerem Schanzzeug u. a. m., sodaß wir eher einer Karawane von Lasttieren glichen, als streitbaren Landsknechten, als wir von Ligniki, wo wir in Ruhe lagen, abrückten. Es war ein schwüler Sommerabend, und nur langsam ging es auf dem sandigen Boden und mit unseren mannigfachen Lasten vorwärts. Manches nicht eben fein klingende Wort in

Schwarzwälder Mundart verhallte unbeantwortet im Klappern und Mirren der langen, marschierenden Kolonne. So war es schon stockdunkle Nacht geworden, als wir, in Schweiß gebadet, durch den Ulanenwald

feuchten, wo wir die 6. Kompanie ablösen sollten. Obwohl die Gewehr- und M.G.-Kugeln unseres Nachbarn Ruzki, der wohl ahnen mochte, daß hier etwas vor sich ging, klirrend in die Bäume fuhren, ging die Ablösung doch ohne große Verluste glatt vonstatten und die „Königliche sechsste“ verschwand im Waldesdickicht. Da die Zufuhr von hinten gegen feindliche Sicht gedeckt war, so konnten unsere Bedürfnisse: Munition, Essen und Post, bis zum Waldrand bei Tage angefahren werden, von wo sie alsdann durch die Eschenholzer in den Graben transportiert wurden. Auch das Wasser

mußte gebracht werden, da die Gegend, weil sandig, sehr wasserarm ist. Bei Tage wurden wir wenig vom Feinde belästigt, und so konnten wir fast immer am Ausbau unserer Stellung arbeiten. Nach eingetretener Dunkelheit aber begann der kriegerische Zweck unseres Daseins in den Vordergrund zu treten. Der Feind mußte, durch zeitweilige Patrouillenvorstöße belästigt, am Schanzen gehindert und stets an unsere Gegenwart erinnert werden. Auch galt es, das Drahtverhau zu verstärken und weiter vorzuschie-



Sabel.
Sabel.
Sumpfen
überblut.
ste fehlt.
mein
süßlich
ste ein.
Spaß ein
er begen

ben. Schon kurz nach drei Uhr früh begann der Morgen zu dämmern, dann kam der gefährlichste Zeitpunkt, wo der Russe gern seine Ueberfälle machte, und deshalb mußte um diese Zeit stets alles auf dem Damm sein. War dann gegen vier Uhr vollständige Helle eingetreten, dann konnte alles bis auf die Tagesposten im Graben sich in die Unterstände verkriechen, um bis acht Uhr früh dem wohlverdienten Schlaf zu obliegen. Aber schon nach den ersten Tagen unseres Einzuges in den Mlanenwald begann sich uns ein neues, reiches Betätigungsfeld zu eröffnen. Das zwischen den Stellungen wachsende, sonst kümmerliche Gras und Getreide begann nach einem nächtlichen Regen teilweise üppig emporzuschießen und bildete somit für uns eine ernste Gefahr, da es den Russen die Möglichkeit bot, unbemerkt durch dasselbe bis an unser Drahtverhau und stellenweise bis an unseren Graben anzuschleichen. Deshalb erging der Befehl, daß das Getreide und Gras allnächtlich durch geeignete, möglichst freiwillige Leute unter Sicherung abzumähen und auszureißen wäre. Auch der Russe tat ein Gleiches, denn jeden Abend hörte man gegenüber den Strich der Sensen. Daß diese Arbeit nicht ungefährlich war und Beherztheit erforderte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Mancher brave Kamerad ist bei dieser Schnitterarbeit dem Schnitter Tod anheimgefallen. Die beiden gegnerischen Mäher kamen naturgemäß bei ihrer Arbeit immer näher zusammen. Dazu kam, daß der Russe um jeden Mähenden mindestens ein halbes Duzend Leute zur Sicherung im Grase lauern hatte, während bei uns jeweils nur ein Mann zur Bedeckung des Arbeitenden dabei war.

Raum wurde der Befehl bekannt, kamen sofort zwei Leute meiner Korporalschaft, Musketier Holzmann aus Furtwangen und Hornist Barth aus Straßburg-Königshofen zu mir, mich bittend, ihnen doch die Arbeit zu übertragen. Neben manchem schneidigen Mann, den ich zu den Meinen zählen durfte, waren es hauptsächlich diese beiden Kameraden, die sich auch später bei jeder Gelegenheit durch besondere Tapferkeit auszeichneten. „Wo ein Wille, da ein Weg“ — sagt das Sprichwort, und so waren bald zwei alte

Sensen gefunden. Untertags wurden die selben mit großem Eifer gedengelt und gewetzt und, wenn auch sehr primitiv, brauchsfähig gemacht. Als es dunkel wurde konnte der Sport beginnen. Gerne übernahm ich mit meinem Gewehr die Sicherung der beiden Wackeren, und so kletterte wir über unser Drahthindernis an unserer eigenartige Erntearbeit. Manchmal mußte innegehalten werden, um zu lauschen, dann aber ging's wieder dahinter, und mehrmals hat Holzmann seine Sense gemetzt, so laut und herausfordernd, als stände er bei Furtwangen in einem Kornfeld und nicht in Rußland vor dem Feind. Mehrere Sensen, die uns anscheinend Uebles wollten pfliffen ins Gras, oder höher nach hinten in den Grabenwall und Wald. Doch unser Stündlein war noch nicht gekommen, um gegen elf Uhr lagen zwei lange Schwaden gemähtes Korn da, und wir machten Feierabend. Ohne weiteres Mißgeschick erreichten wir unseren Graben, wo die nicht auf Posten befindlichen Kameraden uns einen warmen Kaffee bereitet hatten. Bei einem Pfeifen „Für Heer und Flotte“ wurden dann die einzelnen Wahrnehmungen besprochen, dann aber der Schlaf des Gerechten „gepennt“. Noch einige Mal mußte abends diese Tätigkeit wiederholt werden, bis alles Korn und Gras vor dem Abschnitt der Kompagnie am Boden lag und so dem Russen jede Gelegenheit zu heimtückischem Ueberfall genommen war. Bei dem uns am 12. Juni ablösenden I. Bataillon aber erkannte es die an unsere Stelle kommende Kompagnie dankbar an, daß wir ihr ein großes Stück Arbeit abgenommen hatten.

— — — Jahre sind seitdem ins Land gezogen, wir sind mit Gottes Hilfe wieder heimgekommen vom Krieg, die Zeiten sind andere geworden, so ganz andere, als wir damals ahnten. Aber alljährlich, wenn zur Erntezeit in unserer gottlob vom Feinde nicht verwüsteten badischen Heimat die Landwirte am Abend ihre Sensen dengeln, daß man es weithin hört, erinnere ich mich angenehm jener sonderbaren Erntezeit in Rußisch-Polen und meiner tapferen Kameraden aus dem Mlanenwald.



Gerüsteter Amor im Helm.

Hans Thoma

Meine Beteiligung an der Revolution.

Eine Erinnerung aus den Jahren 1848/49.

Von Hans Thoma.

Das ist schon siebenzig Jahre her, und ich hätte es wohl vergessen, wenn nicht die jetzige Revolution, die ich in meinem achtzigsten Jahre noch miterleben muß, die Erinnerung an diese Jugendzeit lebhaft in mir aufgefrißt hätte. Ich war damals ein

Schulbub von etwa zehn Jahren. Meine Erzählung ist eine recht harmlose Geschichte, wie sie sich in dem weltabgelegenen Bernauer Tal zugetragen hat. Man könnte auch die ganze achtundvierziger Revolution im Vergleich zu der heutigen gewaltigen Um-

wälzung eine harmlose Geschichte nennen; vielleicht war es nur ein Vorspiel zum heiligen Geschehen, harmlos genug, um es wieder zu vergessen; aber im Völkerverleben ist die Zeit eben doch eine andere in ihren Zusammenhängen, denn tausend Jahre sind da „wie der Tag, der eben vergangen ist, und sind wie eine Nachtwache“.

Doch war es damals stürmisch genug, und die Wellen schlugen auch in mein stilles Heimatdorf. Meine Erinnerungen gehen aus der Weltanschauung eines Bauernschulknaben hervor, die sich nach meiner Erfahrung nicht allzusehr von der Anschauung eines Stadtschulknaben unterscheidet.

Es war Ende der vierziger Jahre große Teuerung, und auf dem ganzen Schwarzwald war Not; ja, man durfte es fast sagen: Elend. Da hat mit fast allen armen Leuten auch mein Vater darauf gehofft, daß die Revolution und die Republik bessere Zeiten herbeiführen würden.

Die Kunde von großen Staatsumwälzungen in Paris, Italien, von Wien und Ungarn beschäftigte die Dorfbewohner lebhaft. Die Nachricht, daß auch in Karlsruhe große Aenderungen stattfanden, brachte die Volksseele in Gärung, und an der Fastnacht 1848 kam es auch in Bernau zum Ausbruch. Unsere Mannen holten aus dem Herrschaftswald eine hohe, schlanke Tanne, zogen ihr die Rinde ab, bereiteten sie als Stange für eine große schwarz-rot-goldene Fahne. Auf dem Platz vor unserem Haus wurde unter Musik und Gesang der Freiheitsbaum aufgepflanzt; natürlich waren wir Schulbuben vorne dran, und es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, daß mein sonst so ernster Vater so eifrig mitsang.

Die im Staatswald geholt Tanne hatte etwas Sinnbildliches, Bedeutungsvolles, denn die Gemeinde Bernau hatte seit uralten Zeiten Prozeß geführt mit dem Kloster St. Blasien, das den großen Wald, der die Gemeinde Bernau reich gemacht hätte, unrechtmäßig an sich gezogen hatte. Als das Kloster aufgehoben wurde, kam der Wald an den badischen Staat. Der Prozeß ging auch da noch weiter, ohne Erfolg für die Gemeinde. Nun war das Herausholen einer stattlichen Tanne aus dem Staatswalde eine Art von Empörungs- und ein Freiheitszeichen; die Gemeinde brauchte ihr Recht.

In den folgenden Wochen war viel Aufregung und politisches Aufatmen. Die ar-

men Leute meinten, sie hätten etwas erreicht. Die Namen Hecker, Strunze, Siegel, Blum und anderer Freiheitsmänner waren in aller Mund.

Die jungen Männer machten jeden Abend Exercierübungen, und wir Buben spielten Krieg. Hecker war der badische Volksheld. Eines Abends kam er mit einem großen Haufen Freischärlern, fast lauter Senfemännern, vom Bodensee herunter in Bernau an. Sie waren auf dem Weg ins Wiejental hinunter. Den andern Tag habe ich Hecker im Adlerwirthshaus gesehen, als der Zug weiterging. Der stattliche Mann mit seinem großen Hut und Säbel hat mich einen starken Eindruck gemacht.

Die Bernauer Burschen richteten nun ihre Senfen an einer Stange aufrecht, und die Schmiebe war immer voller Leute; sie wollten sobald wie möglich dem Hecker nachziehen.

Der friedlichste von all diesen friedlichen Menschen, der Sägerfarle, machte sich aber eine Waffe, die uns Buben als besonders verderbenbringend einleuchtete. Die Stange stand aufgerichtet auf dem Schaft; links und rechts hatte er aber scharfe Sichel an schmalen lassen, und er erklärte nun, wie er so ein feindliches Regiment hineinstecken und dann links und rechts ganze Reihen von Feinden mit den Sichel durchschneiden wolle. Mein Vetter aber, der ein wenig schalkhafte Alisi, hämmerte an seiner Waggabel herum und meinte, das tue es auch und was der Karle übrig lasse, das wolle dann er besorgen.

Eines Tages zogen auch unsere Senfemänner unter vielem Weinen der Frauen und mit gewaltfam mitsingendem Jammer dem Hecker nach ins Wiejental. Sie kamen auch nach drei Stunden entfernten Todtnau, wo sie erfuhren, daß bei Kandern ein Gefecht stattgefunden habe, wobei der feindliche General v. Sagerm erschossen wurde, aber die Freischärler von den Truppen zerstreut worden seien. . . . Da kamen halt die Bernauer ganz still selber Tages bei der Nacht wieder heim.

Es kam bald auch eine Abbildung, wie Hecker und Sagerm bei einer Brücke vor Beginn des Gefechtes verhandelten, und mit der General auch gleich erschossen wurde. Was die beiden einander sagten, war als Text unter die Abbildung gedruckt. Das Bild hing in Gerbers Stube. Wir Buben studierten das Bild und den Text genau

enn das ließ sich bei unseren Spielen auf-
 führen. Eine Brücke befand sich auch ganz
 in der Nähe, so ließ sich denn alles ganz
 natürlich wiedergeben. Ich mußte den
 Hecker darstellen, weil ich der einzige war,
 der einen Säbel besaß, den man aus einer
 Scheide herausziehen konnte. Auch besaß
 ich eine Flinte mit einer Feder, die den an-
 dern Schnur befindlichen, vorn in den Lauf
 gesteckten Korkpfropfen mit einer Art von
 Knall heraus schleuderte. Mein Vater hatte
 mir diese Sachen einmal von Freiburg mit-
 gebracht. So war ich der einzige Bewaff-
 nete. Außerdem hatte mir mein älterer
 Bruder ein Eichhornschwanzle auf mein
 Federhüte gesteckt. Die gute Mutter, die
 sorgsame Beschützerin, hatte mir aus einer
 ihrer blauen Schürzen eine Bluse herge-
 schnitten. So war ich glänzend ausgestat-
 tet, und ganz furchtlos ging ich allen Ge-
 fahren entgegen. Was sollte mir auch Bö-
 ses passieren unter dem Schutze der Schürze
 meiner Mutter?

Nun wurde die Szene zwischen Hecker und
 Gagern fast täglich gespielt. Der „Schwi-
 ger Frieder“ war der Gagern. Meine Po-
 sition als Führer wurde wesentlich auch da-
 durch gestärkt, daß ich eine Trommel besaß,
 die ich der Heerschar zur Verfügung stellte.
 An den Sonntagen zogen wir dann aus
 vor die Wirtschaften des Tales, trommelten
 und warteten. Besonders der Adlerwirt
 hatte ein gutes Herz; er ahnte, auf was wir
 arteten, kam auch mit der Maßflache Wein
 heraus und mit Gläsern und Brot. An-
 deren Wirten wurde unser Trommeln lästig
 und sie jagten uns fort.

Es kam auch Soldateneinquartierung ins
 Dorf; so einmal Württemberger, die nichts
 Weiter taten, als daß sie unseren Freiheits-
 saum fällten. Ich habe gedacht: was küh-
 len die Württemberger unser Freiheits-
 saum an? Wie haben sie es denn nur er-
 fahren, daß er in Bernau steht?

Das Jahr 1849 brachte die badische Repu-
 blik. Es wurden Gewehre ausgeteilt, und
 als abendliche Exerzierer ernstlich betrieben.
 Wie die Sache weiter verlief, was küm-
 merte sich da ein Schulbub darum; was gehen
 ihm die Weltbegebenheiten an? Er ist ganz
 von seinen eigenen Angelegenheiten erfüllt,
 und so läßt mich auch meine Erinnerung im
 Stich.

Nur weiß ich noch, daß eines Tages ein
 preußischer Husar angeritten kam, und daß

der Befehl erteilt wurde, alle Waffen abzu-
 liefern bei schwerer Strafandrohung. Ich
 aber fügte mich dem Befehle nicht, sondern
 ich suchte auf dem Heuboden einen Winkel,
 in dem ich Gewehr, Säbel, Trommel und
 Eichhornschwanzhut so versteckte, daß sie
 gewiß kein Preuße entdeckt hätte.

Diese alten Erinnerungen schreibe ich des-
 halb auf, weil ich weiß, daß es heutzutage
 nicht mehr viele Menschen gibt, die die acht-
 undvierziger Revolution als Schulbuben
 mitgemacht haben. In etwa siebenzig Jah-
 ren, sagen wir Anno 1988, werden wohl
 auch noch gar wenige von denen leben, die
 die jetzigen gewaltigen Umstürze im Völker-
 leben persönlich mitgemacht haben, wenn
 auch nur im Jugendspielbetrieb. Was wer-
 den die als Greise zu berichten haben?

Vielleicht auch so ein paar Anekdotchen,
 arnifelige Reste des Andenkens an unsere
 Millionenkriege. Aber ich denke, persönliche
 Ueberlieferungen eigener Erfahrungen sind
 auch etwas, und sie werden bestehen neben
 den vielen papierenen und auch Stein- und
 Bronzedenkmalern. Solche persönlichen Er-
 innerungen bilden eine Kette, die das Wort
 der Geschichte lebendig erhalten. Vielleicht
 beruht darauf die Sage, die sich um die Hi-
 storie herumrankt, vieldeutig, geheimnisvoll.

Damals war ich zehn Jahre alt. Die
 Zeiten mit ihren Weltbegebenheiten sind
 vorübergeflossen, während ich die Stufenlei-
 ter des Lebens hinaufklettern mußte bis
 ins achtzigste Jahr. Wieviel geht an der
 Menschenseele vorüber bei solcher Wander-
 schaft! Oder soll man sagen: an wie vielem
 geht die Seele vorüber?

Ich neige der ersteren Ansicht zu: es ist
 mir, als ob die Seele das Feststehende, das
 Bleibende wäre, und als ob der Strom der
 Vergänglichkeit, an dessen Ufer sie steht, an
 ihr vorüberrausche, dahinschwemmend all
 des Lebens Leiden, seinen Jammer, sein
 Elend, seinen Menschenmord . . . aber auch
 seine glänzenden Lichter der Lust, der
 Freude, die auf seinen Wellen spielen, der
 Wellen, die wie Harfenklang ans nähere
 Ufer plätschern. Der schöpferischen Seele
 zum Spiel ist das Sein da, dies ewige Rät-
 sel, dieses unheimlich unfaßbare, kalt lä-
 chelnde Ding an sich, das alle Philosophen
 neckt. Eine Seele, ehe sie scheidet, ruft es
 der anderen zu: Siehe, hier wirbelt der
 Stoff durcheinander, aus dem du deine
 Welt schaffen mußt.

Badische Helden im Weltkriege.

Wir setzen diese Ehrentafel unter Gewissenszwang fort, weil die Liste so dürftig und knapp ist, sind es doch nur Tropfen aus einem Meere unbeschreiblichen und vielfach verborgenen oder verschollenen Heldenmuts. Aber wir wollen und müssen sie fortführen, weil wir den Schwachen und Zaghaften das Rückgrat stärken und eine Mahnung schmieden müssen, einzuhalten in der würdelosen Selbstbeschuldigung und Zaghaftigkeit vor der Kraft des eigenen Markes, des offenen deutschen Wortes. Die wenigen Namen dieser Tafel sind daher nur Symbole für die ungezählten Tausende, die dasselbe und noch Höheres für ihre Heimat geleistet haben. Und keiner, der wahren Heldenmut an den Tag legte, wird ungekränkt fühlen, daß sein Name nicht dabei ist.

Im Übrigen würdigen wir das Ehrgefühl, das den Mund für Eigenlob verschließt. Aber wir hoffen trotzdem, daß für die Veröffentlichung in den folgenden Jahrgängen noch mehr Kriegsteilnehmer, Kamerad vom andern, Rühmlisches an uns berichten.

Sergt. Meigner, Robert, aus Lautenberg, Leib.-Gren.-Regt. 109/11 hat sich als Befehlsempfänger vom Herbst 15—17 besonders schneidig erwiesen; für die schwierigsten und gefährlichsten Gänge war stets er zur Stelle. Am 4. März 1917 führte er einen Stoßtrupp beim Sturm am Chaumewalde bei Verdun. Er wurde damals für Tapferkeit vor dem Feinde zum Unteroffizier befördert. Bei der Offensive im Mai 1918 meldete er sich freiwillig als Patrouillenfürher und setzte mit seiner Gruppe zuerst über die Marne. Beim weiteren Vorgehen wurde er durch plötzlich einsetzendes Maschinengewehrfeuer schwer verwundet.

Offz.-Stellv. Futterer, Emil, aus Kenzingen bei Freiburg, Leib.-Gren.-Regt. 109/10 übernahm in der Gegenoffensive bei Cambrai Nov. 1917 aus freiem Antrieb einen Zug, obwohl Kompagniefeldwebel, und stürmte mit seinem Zuge bei Conlieu mehrere Geschütze und nahm die dahinter liegende stark besetzte Stellung; durch Aufrollung der Verbindungswege gelangte er bis zur zweiten englischen Stellung und nahm mit seinem Zuge auch diese. Ein starker feindlicher Gegenstoß wurde durch sein vorbildliches Verhalten abgewiesen.

Unteroff. Frei, Max, aus Löffingen, Inf.-Reg. 113/9 fand am 17. Januar 1917 bei Rückkehr von einem erfolgreichen Erkundungsvorstoß nordwestlich von Peronne, der mehrere Gefangene eingebracht hatte, vor der franz. Linie einen schwerverwundeten Kameraden liegen. Er versprach, ihn sofort nach Abgabe der Gefangenen zu holen. Trotz des nun einsetzenden heftigen Artilleriefeuers löste er sein Versprechen ein und schleppte den schwerverwundeten zurück. Unterwegs fand er noch einen verblutenden Kameraden, dem er ebenfalls Hilfe zusagte. Auch diesen brachte er unter dem Geschößhagel zurück. Bei der Ankunft im Graben wurden beide

von einer Granate ereilt, die den Schwerverwundeten tötete und Unteroff. Frei schwer verletzete.

Unteroff. Schwald aus Margzell, A. Mühlheim, Res.-Inf.-Reg. 111/10, war ein hervorragender Patrouillengänger und Spezialist an vorgeschobenen Horchposten. Fast jede Nacht meldete er sich für freiwillige Patrouillen, meist im Verein mit seinen getr. Kameraden Büchel und Schüler und drang, wenn nötig, bis in die feindlichen Hindernisse vor. Als er bei einer freiwilligen Beobachtung einen Schützen durch den Hinterkopf bekam und das Augenlicht (vorübergehend) verloren hatte, bat er beim Abtransport durch den Kompagniefeldwebel, schnitt getragen zu werden. Jeden Einzelnen erkannte er an der Stimme und suchte den schweren Abschied durch Scherze zu erleichtern. Schon nach vier Monaten trat Schwald, obwohl nur teilweise hergestellt, wieder bei der Kompagnie ein.

Unteroff. Berle, Gustav, aus Pforzheim, Inf.-Reg. 112/2 hatte im Nov. 1914 mit einem Stoßtrupp (8 Mann) ein von Indiern stark besetztes Grabenstück aufzurollen. Nach Säuberung der vorgesehenen Einbruchsstelle durch Handgranaten sprang Berle als erster in den feindlichen Graben, wandte sich sofort mit 4 Mann nach rechts, um den Graben aufzurollen, während die andern 4 Mann, an der Spitze ein Befreiter, nach links vordrangen und bei erbittertem Widerstand etwa 150 Gefangene machten und ein Maschinengewehr erbeuteten. Beim Gegenangriff wurde Unteroff. Berle durch Kopfschuß verwundet. Dennoch hielt er auf seinem Posten aus und leistete kräftigen Widerstand bis zum andern Morgen. Auch die zweite Nacht verblieb er in der von Handgranaten, Gewehrgranaten und Mörser überfluteten Sappe, bis er infolge der Ueberanstrengungen zusammenbrach und ins Lazarett überführt werden mußte.